

VRENELI GEHT

Text Rico Czerwinski Bilder Herbert Augsburger

Eine Scheidung war für die meisten Schweizer Bäuerinnen bis vor Kurzem undenkbar. Jetzt wagen es erstmals viele, etwa im Emmental. Für ihre Männer ist das eine Katastrophe. Zunächst.

15 Uhr am Wald, Albert sitzt in seinem Bauernhaus in der Küche und versteht die Welt nicht mehr. Er steht auf, will sich eigentlich einen Kaffee machen, bekommt aber einen Weinkrampf und muss sich wieder setzen. Jetzt laufen ihm eine halbe Stunde lang Tränen an seinem Gesicht herunter. Und er wischt sie weg, kann sie aber einfach nicht unterdrücken. Immer weiter weint er, und da wird er plötzlich wütend.

Auf den Glatzkopf, der eine Etage tiefer ebenso zornrot wie Albert in der Stube sitzt. Gerade ist nämlich Barbara zum ersten Mal auf den Hof gefahren gekommen, die Frau von Albert. Zum ersten Mal seit dem Auszug vor vierzehn Monaten. Sie hat die zwei Töchter gebracht fürs Wochenende, ist wieder weggefahren. Hat keinen Fuss auf seinen Waldhof gesetzt. Weil sie dort so gelitten hat. Aber sein Vater sitzt da unten und redet davon, wie arrogant Barbara gewesen ist, erzählt die alten Geschichten, wie sie Zuckerhutsalat zu nah an seiner Traktorfahrbahn setzte, die Geschichten, nach denen sie, wie der Vater sagt, «Schuld an allem» gewesen ist, weil sie «nicht genug Respekt vor uns hatte», stets heulte und schrie: «Ich lasse mir von euch nichts befehlen!»

Lange mussten sich Bauern wie Albert und sein Vater keine Sorgen um ihre Frauen machen. Hatte ein Bauer in den entlegenen, von den alten Familienhöfen der Bauerngeschlechter bestimmten Genden erst einmal seine künftige Bäuerin entdeckt, sie geschwind geheiratet, blieb sie meist für immer auf seinem Hof. Vor zehn Jahren noch hat man etwa als Pfarrer in Gemeinden wie Sumiswald im Emmental kaum eine Scheidung unter Bauern erlebt. Das tat eine Bäuerin nicht – hatte nicht die Mittel, nie eine Lehre und kein Vermögen gemacht. Doch seit wenigen Jahren verlassen immer mehr der Berufskolleginnen von Barbara, etwa Margrit und Elisabeth, alle aus Nachbarorten Sumiswalds, ihre Männer. Die Zahl der Bau-

ernscheidungen steigt, und offenbar rasant. Gesonderte Scheidungsstatistiken für Bauern gibt es in der Schweiz nicht, doch Forscher, Paartherapeuten, Betriebsberater auf dem Land konstatieren übereinstimmend: «eine ungewöhnliche Häufung». In manchem Weiler etwa Sumiswalds ist seit 2000 jede zweite Bäuerin in Scheidung oder schon fort.

Es seien eigentlich, sagt der frühere Pfarrer der Emmentaler Gemeinde Bernard Kaufmann, wirklich immer die Frauen, die plötzlich fluchtartig die Höfe verliessen. Kaufmann, inzwischen Paar- und Familientherapeut, sagt: «Im Bauernstand tobt zum ersten Mal ein Geschlechterkonflikt. Bäuerinnen mit eigener Ausbildung und mehr Selbstbewusstsein zweifeln die Rangordnung und den traditionellen Gesetzeskanon auf vielen Bauernhöfen an.» Fast immer dauere es Jahrzehnte, bis eine Frau nach der Heirat die Regeln und versteckten Prinzipien auf dem Hof erkenne.

Vor zwei Jahren wandte sich Margrit Brunner an ihn, die seit 27 Jahren auf einem der grössten Höfe der Gegend arbeitete. «Ich kann nicht mehr, ich halts nicht mehr aus.» Nach der Trennung sitzt sie nun tausend Meter Luftlinie von ihrem früheren Zuhause in einer Mietwohnung, es ist Abend, auf der Strasse ist es dunkel, ihr Lachen dringt aus dem Fenster. Die Häuser ringsum scheinen in Schreckstarre. «Man darf sich doch wohl noch auf eigene und die Kosten der Familie amüsieren, deren Angestellte man drei Jahrzehnte lang war.»

Es begann auf einer Chilbi, Margrit dachte, «Ein Bauer? Bloss kein Bauer!», wie die meisten Mädchen in ihrem Ort. Schon damals. Doch dann fiel ihr wieder ein, wie sie die Bauernhäuser im Kindesalter bewundert hatte: die vielen Leute, die dort in drei, vier Generationen miteinander lebten, in einer Bastion des Zusammenhalts, den es bei ihren Grosseltern und Eltern nicht mehr gibt. Sie bemerkt

«einen Witz in seinen Augen», dann heiraten sie. Und tatsächlich, die Fürsorge, die die Neunzehnjährige plötzlich geniesst. Wie die Mutter des Mannes bei den Jungvermählten vorbeischaute. Wie man mit den 1911 geborenen Grosseltern, den Onkeln und Tanten streitlos die Mahlzeiten geniesst. Sie arbeitet fünf Tage in ihrem Beruf als Verkäuferin, mit dem Einzug auf den Hof werden ein paar zusätzliche Aufgaben selbstverständlich.

Die Pflege der Grossmutter, die sie von der Schwiegermutter übernimmt. An den Abenden der Haushaltsdienst, an den Wochenenden Arbeit im Stall. Am Anfang machte es Spass, sagt sie. «Und es war klar, ich wollte meinem Mann helfen, sein grösster Wunsch war, in ein paar Jahren den Hof zu übernehmen.» 65 Stunden arbeitet sie an sieben Tagen in der Woche, der Spass wird weniger. «Doch den Mut zu sagen, heute hab ich frei, ich hab doch sechs Tage gearbeitet, den hatte ich irgendwie nicht.»

Das geht vielen jungen Bäuerinnen so. Sie sagen, sie spüren «eine Einheitsfront» gegen sich. Sie wollen ein wenig mehr nach eigenen Vorstellungen leben. Viele Bauern, und vor allem ihre Eltern, wollen sich aber auch nicht das kleinste neue Detail «diktieren» lassen, möglichst weiterleben wie zuvor. Schon gar nicht von jungen Frauen, die in der Rangordnung des Hofes auf der untersten Stufe stehen. Margrit etwa schätzt man als Arbeitskraft. Bei betrieblichen Fragen informiert man sie, wenn die Rechnungen für Neuanschaffungen oder die Baupläne für einen neuen Stall bereits im Briefkasten liegen. Sie betreut bald zusammen mit der Schwiegermutter die Kinder, den Haushalt, arbeitet zunehmend auf dem Feld, im Stall. Für ihren Job als Verkäuferin fehlt ihr die Zeit.

Die Nähe zur Schwiegermutter bringt allmählich Spannungen mit sich. Manchmal erzürnen Margrits Kinder sie. Ihre Tochter erzählt begeistert vom ersten

«Den Mut zu sagen, heute hab ich mal frei, ich hab doch sechs Tage gearbeitet, den hatte ich nicht.» Margrit



«Mein Mann und meine Schwiegermutter, das ist eine Einheitsfront. Und ich war ihre Hofmagd.» Margrit



Schultag. Man habe Znüni trotz Regen draussen in einer Holzhütte gegessen. Die Schwiegermutter erregt sich über die Gedankenlosigkeit, «du hättest dich erkalten können!», sie zittert ein bisschen vor Wut. Einzig die älteste Enkelin erfreut sich ihrer ganzen Zuneigung.

Kommt Besuch, holt sie fast immer dieses, dem Vater besonders ähnelnde Kind. Und freut sich lautstark mit den Gästen, dass die Kleine wirkt wie ihrem Sohn aus dem Gesicht geschnitten. Der kann mit Kindern indes gar nichts anfangen. Margrit drückt sie ihm in den Arm – hier, das ist auch dein Kind. Vergeblich. «Ich wollte meinen Mann ein bisschen verändern, wollte, dass er mehr für seine Kinder da ist. Das ging nicht. Er war der Ansicht: Du und die Schwiegermutter, ihr könnt euch doch um sie kümmern.» Als der Jüngste sich bei einem leichten Unfall verletzt, findet ihr Mann, sie müsse ihn nicht unbedingt im Spital besuchen gehen. Das könne seine Mutter erledigen. So wie früher seine Grossmutter, als er selbst im Spital war. Es gebe so viel Arbeit für Margrit bei der Erweiterung des Hofes.

Ihr Mann redet nur das Nötigste mit ihr. Dass er gelegentlich nach ihr fragen,

sie in seine Gedanken einweihen, ihr von seinen Wünschen erzählen würde, das gibt es bei ihm wie bei vielen Bauern nicht. Privates und Beruf zu trennen, das fällt vielen auf den Höfen schwer. Margrit fühlt sich wie eine Schuhverkäuferin, die mit ihrem Mann die ganze Woche in ihrem Laden lebt. «Er war ausser für praktische Dinge nie ansprechbar. Ich sah ihn fast nur, wenn er mit dem Traktor vorbeifuhr oder von der Seite, wenn er im Stall neben mir die Kühe fütterte.»

Und bei den Mahlzeiten – im Beisein der Schwiegereltern. Seine Mutter wird mit den Jahren zu einer immer anhänglicheren Begleitung, besonders nach der Hofübergabe vom Vater an seinen Sohn. Wie viele kann die alte Frau Brunner nicht loslassen. Es nicht ertragen, wie die Macht auf dem Hof nun ganz in die Hände des Jüngeren übergeht. Und auch ein wenig in die seiner Frau. Die Mutter will das Leben auf dem Hof auch weiterhin nach ihrem Bild und dem ihres Mannes formen, fast noch verbissen als zuvor. Beim Umzug der Eltern ins zwanzig Meter entfernte Stöckli und Margrits Einzug ins Bauernhaus zehn Jahre nach der Heirat hilft ihre Schwie-

germutter bei der Einrichtung. Küche und Schlafzimmer, findet sie, sollten so sein wie zuvor. Die Mutter zeigt Margrit, wo das Ehebett stehen soll. «Sie wollte es dort, wo sie es hatte.» Sie zeigt ihr, wie der Kleiderschrank eingeräumt wird. «So, wie sie es bei ihrem Mann getan hatte.» Sie will nicht, dass Margrits Pfannen näher am Herd aufgehängt werden, sie aus ihrer alten Küche auch nur einen einzigen störenden Schrank entfernt.

Es scheint, als sei in Wirklichkeit sie mit Margrits Mann verheiratet. Und der? Möchte alles wie sie, seine Mutter. Wie es einst bei ihr und seinem Vater war. Er spürt den Rückhalt seiner Eltern. Er spürt auch psychischen Druck. Er ist der Hoferbe, will nicht den elterlichen Zorn provozieren, indem er sich bei Konflikten zur «Gegnerin» stellt.

Margrit fühlt sich allein. Sie will ihren Bauerngarten zu ihrem Hobby machen, sich ein wenig trösten, der Garten ist der

Die alte Bäuerin zeigt Margrit, wo ihr Ehebett stehen soll: dort, wo sie es hatte. Wie der Kleiderschrank eingeräumt wird: so wie früher bei ihr.



Ihr Mann hilft ihr nicht, will nicht den elterlichen Zorn provozieren, indem er sich bei Konflikten zur «Gegnerin» stellt.



Alimente, Entschädigungen, fehlende Erben: Eine Scheidung ist für einen Hof mittelfristig meist das Ende.



«Als Margrit ging, war das wie ein Stromschlag vom Kuhzaun. Jetzt bin ich ein neuer Mensch.» Herbert

Stolz vieler Emmentaler Bäuerinnen. Doch als sie Pflanztechniken in Abendkursen lernt, Zwiebeln gemeinsam mit Karotten in Mischkultur anlegt, wird der Garten zu einem zehnjährigen Streitthema. Über anderes wird inzwischen nicht mehr weiter diskutiert: Die Alt-Bäuerin und Schwiegermutter hängt jede Woche zuverlässig Margrits auf der Leine trocknende Wäsche um, nach der von ihr bevorzugten Ordnung. Bettwäsche, kritisiert sie, werde nicht alle paar Wochen, sondern nur im Herbst und im Frühling gewaschen. Sonntags werde nie gewaschen. Fertiggerichte würden hier nicht gegessen. Anklopfen müsse sie als frühere Hausherrin des Bauernhauses nicht. Das seien keine Kontrollbesuche, wenn sie abends, sobald ihr Sohn Hornussen oder im Jodlerklub sei, überraschend bei der Schwiegertochter im Zimmer stehe. Sie wolle nur fragen, was sie denn tue. Schlafe sie schon? Oder stricke sie noch?

«Wäre sie weg», sagt der Bauer über seine Mutter, «ich würde sie nicht vermissen. Irgendwer sagte mal: Die Stöckli müsste man alle verbrennen.»

Der Vater stirbt, und von da an lebt die Schwiegermutter praktisch wieder bei ihnen. Kommt Besuch, tritt sie Sekunden später in den Raum. Bemängelt stets, dass ihre Schwiegertochter in den Sportklub geht. Margrit sei eine Bäuerin. Sie müsse in die Trachtengruppe gehen. Warum engagiere sie sich nicht wie ihre Schwiegermutter in der SVP?

Ihr Mann bringt die ganze Zeit kein Wort dagegen über die Lippen.

Irgendwann stellt ihr Margrit Fragen. Ist beharrlich. Warum hast du so ein Problem damit, dass ich mein Leben gern ein bisschen anders als deines hätte? Warum hältst du so verbittert an allem fest? Weisst du, dass hier von meinen Gefühlen jeden Tag ein Scheibchen abgeschnitten wird?

Ihre Schwiegermutter reagiert so: Sie läuft weg. Läuft Margrit hinterher, weint sie. Und beklagt sich bei ihrem Sohn. Stellt tagelang ihr Leiden zur Schau. Sie steht bereit, wenn Margrit ihrem Mann einen Wunsch mal nicht von den Augen abliest. In jedem ihrer fünf Urlaube in 27 Jahren telefoniert er fast jeden Abend mit seiner Mutter. Als sie will, dass Margrit mittags die Kartoffeln weiterhin mit einem normalen Messer schält, statt

einen Sparschäler zu benutzen, gibt es monatelang Streit – den ihr Mann schliesslich schlichtet: Ein Sparschäler, entscheidet er, ist «ein Scheisswerkzeug». Sie solle jetzt so eines kaufen, «wie die Mutter hat».

«Bei der Hofübergabe hat man es mir zum ersten Mal unmissverständlich gesagt: dass ich eine Hofmagd bin, und nicht mehr. Es gab ein riesiges Fest in einem Gasthof, es war der Höhepunkt im Leben meines Mannes. Ich war nicht eingeladen, und das erklärten meine Schwiegermutter und er mir so: Wir haben Kinder und Vieh. Jemand muss sich darum kümmern. Bis heute habe ich keine Antwort darauf, wie ich fast drei Jahrzehnte mithelfen konnte, ein Wunschbild von einem Bauernhof zu erfüllen, für das immer dieselbe, immer ich, bezahlen musste.»

Während in Landwirtschaftskreisen inzwischen lähmende Angst wegen der schnell steigenden Scheidungsrate um sich geht, findet der Agrar-Professor an der ETH in Zürich Bernard Lehmann diese Entwicklung nicht sehr besorgniserregend. Wenn sich jetzt mehr Bäuerinnen scheiden lassen, sagt er, sei das für die Frauen oft besser so. Und für die Innovationskraft der heimischen Landwirt-

schaft seien die Verhältnisse auf den Familienhöfen ohnehin ein grosses Hindernis. Die Strukturen in der Schweizer Landwirtschaft hält er inzwischen für viel zu erstarrt. Man ist dort schon viel zu lange unter sich geblieben, zu fest ist die Machtverteilung zwischen Mann und Frau, Jung und Alt gefügt, was sich an den erstaunlichsten sozialen Auswüchsen zeigt.

Die Familienhöfe sind eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, eine Antwort auf damals erstmals aufkommende Grossbetriebe, doch ihre früher entscheidenden Vorteile, wie die flexibel einsetzbare und billige Familienarbeit, sind längst verbraucht. Und jetzt, viele Jahre nach den Frauen in städtischen Gegenden, sind auch noch die Bäuerinnen selbstbewusster geworden, haben sich schneller als ihre Männer weiterentwickelt, was ihre Vorstellungen von ihrem Leben, ihrer Ehe und Partnerschaft angeht. Der soziale Konstruktionsfehler der Höfe tritt nun immer deutlicher hervor: Die zu grosse Nähe der Generationen und das von ihr produzierte Ungleichgewicht zwischen der jungen, einheiraten Frau und dem Mann und seiner traditionellen, machtbewussten Familie.

Ein Nachmittag im Oktober, auf einem Bauernhof in einem Weiler der Gemeinde Sumiswald. Es sieht aus wie auf einem naiven Biedermeier-Landschaftsgemälde vom Beginn des 19. Jahrhunderts. Zwischen gelbgrünen Hügeln steht ein mächtiges Bauernhaus mit dem

eigentümlichen, fast bis auf den hundertjährigen Pflasterboden hinabreichenden Dach. Aus dem ans Bauernhaus gebauten Kuhstall dringt metallisches Klappern, eine Frau mit Gummischürze wäscht eine Milchkanne ab. Vor dem Stall sitzt eine Dreijährige auf einem Schaukelpferd. Halb verdecken Sonnenblumen die Fenster des Stöckli, das auf dem kleinen Hügel weiter hinten steht, von dort winkt ein alter Mann zu seiner Enkelin herüber. Stunden, so friedlich wie an diesem Nachmittag, wären hier bis vor Kurzem undenkbar gewesen.

Auch die Bauersfrau mit der Kanne hat sich gerade zu dem für sie neuen, letzten Mittel entschieden, weil man als Frau auf einem Hof sonst nichts ändern kann. Elisabeth ist eine zierliche, von der Arbeit durchtrainierte Frau. Seit fünfzehn Jahren ist sie verheiratet mit Karl. Der sich, verglichen mit dem Mann von Margrit Brunner, nach seiner Eheschliessung in einer schlechten Ausgangslage befand. Denn Elisabeth war die Erbin des grossen Anwesens. Der Alte am Fenster war der Besitzer des Hofes. Eine für normale Bauern wie Karl unübliche Situation, in der er sich nach Kräften mühte, eine Welt mit den Hierarchien des elterlichen Hofes zu schaffen.

Schlimmste Cheibe

Elisabeth, fürchtete er, fühle Rückhalt auf ihrem Heimatboden. Etwa vom Vater. Karl musste ihn neutralisieren. Er drängte auf schnelle Übergabe des Hofes

an Elisabeth. Er behauptete dann, der an den Vater gezahlte, vorher durch einen Gutachter geschätzte Preis für den Hof sei viel zu hoch. Der Alte sei ein Betrüger. Ihre Kinder seien zu schade für ihn. Sie sollten nun nicht mehr mit ihm und der Grossmutter sprechen. Die Kinder hatten Respekt vor Karl. Kippte eines bei Tisch sein Wasserglas um, zog er es unweigerlich an den Haaren. Kurz darauf hiess es auch für Elisabeth: Du siehst deine Eltern nicht mehr. Nun schloss er den Schwiegervater von jeder Arbeit auf dem Hof aus. Weihnachten feierten sie nun getrennt. Winkte der Grossvater von der Bank vorm Stöckli den Kindern, wandten sie das Gesicht zur Seite. Sie wurden älter, schlichen durch Büsche zu den Grosseltern auf Besuch. Die wichtigen Fragen klärte die verängstigte Elisabeth mit ihren Eltern jetzt durch einen dünnen Spalt an der Tür. Karl widmete sich indes nach Belieben seiner Technikleidenschaft. Der neue Herrscher des Hofes kaufte uneingeschränkt Alteisen-Liquidationen der Umgebung auf. Er nutzte seine unangreifbare Stellung, um Tausende Schrauben zu sammeln, Hunderte Ersatzteile, jede Menge Landmaschinen. Er sass über Katalogen diskutierend mit Freunden in Bars, verkaufte das Hobby seiner Frau, die Pferde, schaffte mit dem Erlös und einem Kredit nicht irgendeinen Traktor, sondern den neuen John Deere 6510 an, das Ziel seiner Träume.

Trotz allem stellte sich Elisabeths Vater nicht auf ihre Seite. Zwar behandelte

Karl ihn und Elisabeths Mutter, als wären sie schon tot. Doch Harmonie und Tradition gingen dem Vater über alles, sogar über Elisabeths und sein eigenes Wohl.

«Was hätten wir denn tun sollen?», fragt ihr Vater noch heute. Er steht am Fenster des Stöckli. «Es waren harte zehn Jahre, dabei waren wir pensioniert. Es hätte so schön sein können. Aber hätten wir ihn bekämpft oder ihm den Hof nicht verkauft, wir wären doch die schlimmsten Cheibe hier im Dorf gewesen. Schliesslich war Karl doch der Bauer, schliesslich war Karl doch Elisabeths Mann.»

Elisabeth sagt: «Ich weiss auch nicht, meine Eltern wollten sich einfach nicht in unsere Dinge mischen. Und ich habe geschwiegen, geschluckt, geschluckt und Angst gehabt: Was passiert mit dem Betrieb, wenn Karl nicht mehr mitarbeitet, das können wir doch nicht allein.»

Ihr Vater hat dann bald einen Wohnwagen auf einem Campingplatz gekauft. Mit drei Zimmern, einer altarähnlichen Bildersammlung von seiner Tochter und seinen Enkelkindern. Das neue Zuhause, in das er mit seiner Frau während sieben Jahren je sechs Monate zog, um Konflikten aus dem Weg zu gehen.

Feuerläufe auf Metallplatten

Es ist meist eine Erlösung, wenn Bäuerinnen sich von ihren Männern trennen – irgendwann auch für ihre Männer. Viele haben zuvor noch nie eine Frau oder Freundin gehabt, haben nie einen so tiefen Verlust erlitten. Viele sind nie

auf die Idee gekommen, dass sie einmal ohne Bäuerin im Leben stehen. Jahre beachten sie ihre Frauen kaum. Doch nach der Trennung fallen sie in die tiefste und oft erste Persönlichkeitskrise ihres Lebens. Und fangen dann langsam an, sich von ihren Eltern zu emanzipieren.

Bauer Karl antwortet Elisabeth nach ihrer Ankündigung, er müsse laut Anwalt in zwei Wochen vom Hof wegziehen, spontan: «Wenn das stimmt, erschiess ich mich heute Abend in der Scheune.» An dem Tag und den darauf folgenden läuft er ihr plötzlich nach «wie ein Hund», sagt Elisabeth. Ist ihr nun nicht mehr böse wegen des Kindes, das sie nicht, wie von ihm verlangt, abgetrieben hatte (obwohl sie lange überlegt hatte und noch zum Arzt gegangen war). Vorher hatte er deswegen zwei Monate nicht mit ihr gesprochen. «Aber noch am gleichen Tag holte er abends seine alte Modelleisenbahn raus. Die Kinder schauten erschrocken. Er hatte ja nie zuvor mit ihnen gespielt. Tags darauf wollte er mit uns in den Berner Zoo, wir lachten nur.»

Der Mann von Margrit Brunner überzeugt sie nach der Ankündigung, sie werde sich scheiden lassen, zu der von ihr zuvor mehrfach ins Gespräch gebrachten, von ihm stets verlachten Familientherapie. Der frühere Pfarrer und Therapeut Bernard Kaufmann verordnet Bauer Herbert Brunner, seiner Frau jeden Abend jeweils zehn Minuten von seinem Tag zu erzählen. Was Bauer Brunner peinlich genau befolgt. «Um

ihre Schwingungen aufzunehmen», erinnert er sich heute. Er steht auf seinem Hof, auf dem er nach wie vor mit der Mutter lebt. Damals umarmt er seine Kinder auf Empfehlung des Therapeuten mindestens einmal am Tag, bedankt sich regelmässig bei Margrit, drückt, wie er es heute nennt, «Wertschätzung aus». Zuvor hatte er sie an Weihnachten mit hohem Fieber in ihrem Bett liegen lassen. In einem ungeheizten Zimmer, durstig, fast bewusstlos. Er war draussen, irgendwo auf dem Feld, er hatte sie bei all der Arbeit vergessen. Sie suchte nach Wasser, kroch auf allen vieren auf der Treppe nach unten, auf den Stufen fasste sie den Entschluss.

«Nach der Therapie ging ich mit ihr sogar noch zu Nick Lötscher, einem Mentaltrainer in Thun.» Der verspricht, mit einer «Firewalk»-Therapie jedes Ehepaar wieder so aufzubauen, dass es anschliessend gemeinsam über eine heisse Metallplatte laufen kann. Wozu sich Margrit noch überreden lässt. «Es war aber vergeblich», erinnert sich Bauer Brunner, der inzwischen eine neue Sprache spricht, «sie hatte einfach emotional nichts mehr für mich übrig. Keine Gefühle mehr für mich in sich gefunden.»

Der einst bodenständige Herbert Brunner hat die Esoterik entdeckt. Wie viele Bauern in dieser nie gekannten Not. «Die verschütteten Gefühle, die bei diesem Feuerlauf hochkamen, Gott, das war heftig. Ich bin, seit Margrit weg ist, ein ganz anderer Mensch geworden.» Er ging

noch allein weiter zu allen möglichen Therapien, zieht in seiner Küche eine erhebliche Rechnung hervor, «von dem Craniosakraltherapeuten», den er gerade besucht, um «tief sitzende Verkrampfungen» zu lösen. Das helfe ihm, damit umzugehen, dass er «diese Angst» empfinde. Seit jenem Tag, an dem Margrit einem anderen bei einer Dorffeiер zuprostete und ihm einen Kuss gab. «Das war wie bei einem Stromschlag vom Kuhzaun. Ich hab erst in dem Moment verstanden, dass sich etwas verändert hatte.»

Seitdem breche er unerwartet bei der Arbeit in Tränen aus. «Ich hab nie in meinem Leben geweint.» Er mache seine Arbeit auch sonst nicht mehr so gut, schlafe manchmal fast auf dem Melkschemel ein. Gehe jetzt eine Stunde früher ins Bett, stehe eine später auf, halte Mittagsschlaf. «Als ob Margrit meine ganze Energie mitgenommen hätte.»

Am Bauernhaus vorbei läuft eine alte Frau, stellt sich ans Küchenfenster. Die alte Frau Brunner. Ihre Rolle in seinem Leben hat ihr Sohn früher nie als störend empfunden. Jetzt wirkt er ungnädig. «Immer hat sie ihr Maul in allem drin gehabt.»

Wie viele Schicksalsgefährten fragt Bauer Brunner sich gerade zum ersten Mal, welche Bedeutung die Mutter, der Vater, für den 52-Jährigen hat.

«Um ehrlich zu sein», meint er über sie, von der man die ganze Zeit links am Fenster einen Streifen dunkelblauer Jacke sieht, «es klingt brutal: Wenn sie weg wäre, würde ich sie nicht vermissen. Aber es ist so. Irgendwer sagte mal: Die Stöckli müsste man alle verbrennen.»

Bauernpaare von morgen

Auf dem Waldhof oberhalb Trachselwald hat sich das Verhältnis zwischen dem Bauern Albert und dem glatzköpfigen Senior Hans seit dem Wegzug von Barbara ebenso schlecht entwickelt. Der 41-jährige Albert wirkt verstört, nach vielen Tränen sagt er in der Küche: «Manchmal glaube ich fast, mein Vater ist so eine Art Tyrann. Eigentlich hat er mich nie gefragt, ob ich im Leben vielleicht etwas anderes wolle, als ihn beerben. Dabei hatte ich als Kind eigentlich andere Wünsche, zu fliegen zum Beispiel, das war ein riesengrosser Traum. Oder Lkw-Chauffeur werden.»

In den sechs Monaten, seitdem Barbara ausgezogen ist, war Albert bereits in Zürich zu einem Bewerbungsgespräch für Quereinsteiger in den Chauffeurberuf. «Mittlerweile», sagt er vorsichtig, «sind mein Vater und ich nicht mehr so herzlich miteinander.» Denn Albert erwägt ernsthaft, den Hof aufzugeben. Seit Barbara weg ist, habe für ihn hier oben plötzlich nichts mehr Sinn. Der 41-Jährige weiss, dass es Zeit ist, wenn er noch einmal ein neues Leben anfangen will. «Erst waren sie freundlich bei dem Vorstellungsgespräch. Aber dann rieten sie mir ab.» Weil er so lange nichts Neues mehr gelernt habe, könne er den Ausbildungsstoff wohl nicht mehr verarbeiten. Seit einem Monat aber hat er wieder Hoffnung, hat von einer Containerfabrik bei Bern gehört, die gerade öffnet. «Die Gespräche laufen noch, aber es sieht gut aus.»

Für die Zukunft vieler kleiner Höfe bedeutet das alles leider nicht viel Gutes. Meist ist für sie eine Scheidung mittelfristig das Aus. Ein verlassener Bauer hat kaum Chancen, von ihm getrennt lebende Söhne für die Nachfolge zu begeistern. Auch hält er es finanziell nach der Trennung höchstens noch einige Jahre aus. Jede Bäuerin hat Anrecht auf eine angemessene Entschädigung für die jahrzehntelange Arbeit auf dem Hof. Zudem fehlt den Bauern die fast kostenlose Arbeitskraft, hingegen laufen die Fixkosten kaum verändert weiter, die Väter müssen Alimente zahlen. Im Emmentaler Wasen ist es beim Bauern Bracher so, dass seiner Frau der Hof gehört, sie einen Teil des Landes zu Bargeld machen will. Doch mit weniger Land würde der Hof nicht mehr als Landwirtschaftsunternehmen gelten, was finanzielle Nachteile für Bracher zur Folge hätte. «Vorerst bekommt sie aber keinen Quadratmeter», sagt Roman. «Schliesslich gibt es Gesetze zum Schutz unseres Bauernstands.»

Die Übergangszeit, die Katharina ihm gewähren muss, wurde in den letzten Jahrzehnten auf sechs Jahre verdoppelt. Wenn Roman Bracher danach aufgeben muss, warten wie bei den anderen geschiedenen Bauern schon eine Menge Berufskollegen, die ihre Höfe vergrössern wollen. Kaufen sofort das Land, das Milchkontingent. Der Berner Landwirtschaftsberater Ernst Flückiger sagt, Scheidungen könnten, auch wenn andere Fak-

toren wichtiger sind, mit zur Vergrößerung der Strukturen führen. Das sei nicht in jedem Fall gut. Er kommt gerade aus den USA von einem Kuhstall mit 12 000 Tieren zurück. Denen hackt man teilweise das Schwanzende ab, damit sie das Melkpersonal nicht damit schlagen können.

Vor solchen Zuständen, glaubt Professor Lehmann, müsse man sich in der Schweiz aber nicht fürchten. Auch wenn es in Zukunft unweigerlich weniger und grössere Höfe geben wird. Natürlich wird die Waldfläche ohne kleine Bauern an jedem noch so entlegenen Ort ein wenig wachsen. Wenn immer mehr kleine Familienhöfe in grösseren Betrieben aufgehen, glaubt Lehmann, löschen Gegenden wie das Emmental aber nicht das Licht. «Schon heute haben die Bauern dort mit zehn Prozent keinen so riesigen Bevölkerungsanteil mehr. Und was ist so toll an diesen Familienhöfen?»

Landwirtschaftsberater Ernst Flückiger sagt, man dürfe nicht vergessen, dass das Leben für Familien dort auch viele Vorteile hat. Elternnahe Kindererziehung etwa, Naturnähe, die Möglichkeit für Paare, gemeinsam zu arbeiten.

Wer unbedingt weiter auf dem Familienhof bleiben will, muss entweder Glück haben, eine Frau zu finden, die wie vor fünfzig Jahren leben will – oder durch die für Männer schmerzhafteste Evolution gehen, die man in städtischen Gegenden und auch auf einigen Höfen bereits hinter sich hat. In Eggwil tobte auch auf dem Familienhof von Johann und Sandra Schletti jahrzehntelang der Geschlechterkampf, der jetzt so dramatisch den ganzen Bauernstand erreicht. Doch Johann und seine resolute, vor 22 Jahren aus Bern zugezogene Frau haben schliesslich ein Lebensmodell geschaffen, das für sie beide akzeptabel ist.

Johann, früher Vollerwerbsbauer, macht heute, wenn seine Frau müde von ihrer Arbeit als Kinderhortchefin kommt, Feigen- und Orangensalat. Oder trinkt mit der Putzhilfe Kaffee. Er macht Velotouren, wenn er früher die Kühe gemolken hat. Zwanzig Jahre hat Johann Schletti den Forderungen Sandras, die Milchwirtschaft auf dem Hof abzuschaffen widerstanden – und vor fünf Jahren eine Entscheidung gefällt. Gegen sein Lebenskonzept, für seine Familie.

Die jahrelangen Diskussionen über den ökonomischen Sinn von Milchviehhaltung bei einem Netto-Stundenlohn von 4 Franken 40 und Abhängigkeit vom Melkrhythmus sieben Tage die Woche sind zu Ende. Johann hat seinen jahrzehntelang gewohnten Tagesablauf aufgegeben, sein Einkommen, sein Sicherheitsnetz. Das Milchkontingent war das Hauptvermächtnis seines Vaters. Auch hat er ein wenig Ansehen verloren, das sieht man, wenn er etwa beim Alpabtrieb Ende September allein von Gruppe zu Gruppe der über Kuhprobleme diskutierenden Bauern geht. Johann findet, er hat mehr dafür zurückbekommen.

Eine Frau, die sagt, dass sie zum ersten Mal in ihrem Leben das Gefühl hat, wirklich etwas bei ihnen mitgestalten zu können. Auch kann er jetzt eine Stunde später statt zwei Stunden früher aufstehen als sie, die jetzt bei ihnen das meiste Geld verdient. Manchmal fühlt er sich minderwertig. Sandra verdient sogar fast doppelt so viel wie er. Dafür ist seine Ehe heute wieder intakt. Das haben beide mit Schlafentzug, vier Familientherapien, nächtlichen Brüllorgien und zeitweiligen Essstörungen ihres jüngsten Sohns bezahlt.

«Aber hätten wir uns nicht geeinigt, gäbe es uns nicht mehr.»

Schon jetzt ist dieser Gedanke unter ganz jungen Bauern mehr als angekommen. Sie kennen die Scheidungen aus ihren eigenen Familien oder denen ihrer Freunde, sitzen mit Sorgen im Gesicht in Landwirtschaftsschulen, ahnen, dass es das bäuerliche Emmental ihrer Eltern in zwanzig Jahren nicht mehr geben wird.

Sie verfolgen etwa an einem Morgen um 8 Uhr an der Zollikofener Berufsschule Themen wie «Zwischenmenschliches», mit denen die Landwirtschaftsbildung versucht, neue Wege zu gehen. Sie lösen mühelos schwierige Rechenaufgaben.

Der Bauer hat 40 000 Franken – soll er sie ganz oder teils in einen neuen Stall oder besser in die Wohnung investieren?

Heute Morgen wählt jeder der jungen Männer Lösung A. «Ich investiere alles in unser Zuhause.» ◀

Namen und Orte sowie einige Details wurden verändert.

Rico Czerwinski ist «Magazin»-Redaktor (rico.czerwinski@dasmagazin.ch).
Herbert Augsburg ist Fotograf und lebt in Wetzikon.